

Manfred Entrich

GOTT AN DER TANKSTELLE

Himmlische Begegnungen im Alltag

PATTLOCH

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.pattloch.de**



© 2013 Pattloch Verlag GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Albrecht Weddigen, Wiesbaden

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-629-13026-6

2 4 5 3 1

Entwickle Interesse am Leben, wie du es siehst;
an Menschen, Dingen, Literatur, Musik
– die Welt ist so reich,
sie summt förmlich von reichen Schätzen,
schönen Seelen und interessanten Menschen.
Vergiss dich selbst!
Henry Miller

Stellen sich Anfechtungen ein oder trifft dich
Unverständnis von Seiten anderer,
so vergiss nicht, dass aus derselben Wunde,
in die die Unruhe eindringt,
auch schöpferische Lebenskräfte erwachsen.
Frère Roger Schutz

Was die Menschen am meisten fürchten,
ist, einen neuen Schritt zu gehen,
ein neues Wort auszusprechen.
Fjodor Dostojewski

Wer immer nach dem Zweck der Dinge fragt,
wird ihre Schönheit nie entdecken.
Halldór Laxness

INHALT

Vorwort	11
Dr. Müller und die hundert Meter	13
Anna – wohin?	17
Verloren und gefunden – Worte	19
Ein Krankenhaus ist ein guter Ort	23
Der Händler und die Ikone	27
Joachim und die besondere Frage	31
Der Clown und der Staatsanwalt	33
Der Trappist an der Tankstelle	37
Drei Menschen	41
Der Anruf und das Bild	43
Ein Dollar zum Leben	47
Ein Kreuz für billiges Geld	51
Ein ganz schlechtes Gefühl	53
Erinnerungen sprechen	55
Farben machen den Unterschied	59

Frieden auf dem Friedhof	63
Gestoppt mit Strickzeug	65
Gestörte Verlässlichkeit	69
New York: Kaffee, Kraft und Hotdog	71
Lächelnd im Flug	75
Maria bezaubert Manfred	79
Menschen im Hotel	81
Musik ist Sprache	85
Nacht-Gedanken	89
Nichts ausgelassen	91
Das schöne Leben	93
Ola ließ sich berühren	95
Opa – hier fehlt was	99
Pit – verkabelt im Gespräch	101
Rückzug in die Zukunft	103
Sauna und Verlässlichkeit	107
Schönen Tag noch	111
Tim und das richtige Leben	113
Treffpunkt Raststätte	117
Verabredet – mit wem?	121

Viele Kerzen – viel Geld	123
Von Zeit zu Zeit eine Umarmung	125
Kein Kaffee nach diesem Gespräch	129
Zeit für einen Händedruck	133
Ganz unten am Boden	137
Man muss die Straßen kennen	141
Wahre Geschichten	145
Die Zeit braucht ihre Zeit	149
Im ICE nach München	153
Abschied nehmen	157

VORWORT

Benzingeruch erinnert mich immer an meine Kindheit. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte ich mit meiner Mutter in Berlin. Mein Vater war noch in russischer Gefangenschaft. Alles war zerbombt – fast alles lag in Trümmern. Wir hatten Glück, nämlich eine kleine Wohnung am Stadtrand. Für Kinder gab es keine Spielplätze und kein Spielzeug. Das machte uns nichts aus. Wir – das waren fünf Spielkameraden, und ich war der Jüngste, hatte struppige schwarze Haare, deshalb nannten mich die anderen Wuschel. Unsere Bande nannte sich »Scheunenvolk«, weil unser Spielplatz eine ausgebrannte Scheune war. Auf dem Hof lagerte eine Unmenge vom Krieg zerstörter Autos. Die waren unsere Verstecke und Wohnungen. Wir waren als »Scheunenvolk« sehr glücklich. Die kaputten Autos waren unsere Stadt und wir die Bewohner.

Über unserer Kindheit lag immer ein Geruch aus Benzin, Diesel, Motoröl und verschmorten Kabelresten. Das gehörte einfach dazu. Hier waren wir zu Hause. Und immer wenn mir heute ein ähnlicher Geruch in die Nase steigt, fällt mir diese kleine, vergangene Kinderwelt ein.

Auch wenn ich zum Tanken fahre. Dann wird jede Tankstelle mit ihrem Benzingeruch zu einem Zauber-

ort, der mich in meine Kindheit zurückbringt. Vielleicht erklärt das, weshalb ich auf Straßen, Bahnhöfen und Flugplätzen immer große Sehnsucht spüre, zugleich aber auch eine wunderbare Geborgenheit. Dort begegne ich »Unterwegs«-Menschen. Sie halten mich auf dem Weg, und manchmal zeigen sie mir auch die richtige Richtung.

Als Kind träumte ich oft und stellte mir vor, was ich einmal werden könnte. Später wurden die Träume zu Hoffnungen und dann zu Zielen, die Entscheidungen verlangten. Wege und Ziele finden – das ist nicht immer einfach. Und so verstehe ich meine vielen Begegnungen als Geschenke und Wegweiser.

Ich widme dieses Buch meinen Freunden, die mich auf dem Weg zum Ziel halten.

*Manfred Entrich OP,
Düsseldorf, im Advent 2012*

DR. MÜLLER UND DIE HUNDERT METER

Ich bin neugierig auf Menschen. Das liegt auch an meinem Beruf. Ich bin Priester. Fragt mich jemand, sage ich meist: »Ich bin Seelsorger.« Das klingt etwas altmodisch und verrät, dass ich nicht mehr der Jüngste bin. Meine Schuhe sind immer sorgfältig geputzt – wer macht das noch?

Als Priester muss ich mit offenen Augen durch die Welt gehen. Samstags, in den vollen Einkaufsstraßen, begegnet mir unsere ganze Gesellschaft: Alte und Junge, Traurige und Verliebte, Resignierte und Hoffnungsfrohe, Reiche und Arme. Von diesen Eindrücken erschöpft, setze ich mich dann in ein Straßencafé, denke über meine Sehbegegnungen nach und beobachte nun aus meiner bequemen Position weiter.

Nichts weiß ich vom Leben all dieser Menschen und meine doch in ihrer Körperhaltung, in der Art ihres Gehens oder ihrem Gesichtsausdruck etwas von Last und Lust ihres Lebens zu entdecken.

»Ist noch Platz?«, fragt plötzlich jemand und deutet auf den freien Stuhl an meinem Tisch. Das Café ist wie immer um diese Zeit gut besucht. »Ja sicher«, sage ich, »bitte.« Ein Graukopf mit großer Hornbrille setzt sich

und nimmt ein Buch heraus. Die Bibel ist es nicht. Er liest, und von Zeit zu Zeit macht er es wie ich, schaut auf, betrachtet die vorbeieilenden Menschen und vertieft sich dann wieder in sein Buch. »Schön hier, nicht«, sagt er lächelnd. – »Ja, sehr schön.« – »Wissen Sie«, sagt er, »ich komme oft hierher. Meine Frau ist voriges Jahr gestorben, und meine Tochter lebt im Ausland. Ich habe für niemanden mehr zu sorgen. Hier kann ich Menschen erleben, ihnen zusehen und etwas lesen. Zugegeben«, fügt er hinzu, »das sind keine wirklichen Begegnungen, aber ich genieße sie einfach. Übrigens, mein Name ist Müller – Dr. Müller. Ich bin Arzt, Internist.«

Weshalb erzählt er mir, dass er für niemanden zu sorgen hat? Er spricht weiter, als ob er meine Gedanken gelesen hätte: »Wenn man für niemanden mehr zu sorgen hat, braucht man sich doch nur noch Sorgen um sich selbst zu machen.« – »Wie meinen Sie das?« – »Ich frage mich«, setzt er fort, »was so aus meinem Leben geworden ist. Haben Sie sich diese Frage denn noch nie gestellt?« Eine ziemlich direkte Frage, aber hatte er nicht recht? Mein Leben, was habe ich daraus gemacht? »Ich«, meint er, »kann im Großen und Ganzen zufrieden sein. Nur dass ich für niemanden mehr zu sorgen habe, das gefällt mir nicht, das macht mir schon sehr zu schaffen.« – »Herr Dr. Müller, ich kenne Leute, die froh wären, wenn sie so etwas sagen könnten.« – »Die wissen nicht, was es bedeutet, dass es einem gutgeht und man für niemanden zu sorgen hat.« – »Und was wollen Sie tun?«, frage ich. – »Ich weiß nicht. Ich habe schon einmal überlegt, in einem

Chor zu singen oder in eine Wandergruppe zu gehen.« – »Na ja, bei dem einen müssen Sie gut bei Stimme sein, bei dem anderen gut zu Fuß.« Er muss lachen: »Da haben Sie recht«, sagt er. Und mir fällt ein, was ich vor Jahren gehört habe: »Schauen Sie doch mal genau hin, wer im Umkreis von hundert Metern bei Ihnen wohnt. Vielleicht ist da jemand, um den Sie sich kümmern können.« Dr. Müller klappt sein Buch zu: »Danke, eine gute Idee. Vielleicht sehen wir uns einmal wieder. Das war eine gute Begegnung! Leider habe ich jetzt einen Termin.« Er steht auf, beugt sich zu mir und sagt: »Übrigens, mein Buch – Heinrich von Kleist, die Briefe.« Ich erschrecke, Kleist, der hat doch danach ... Ich schließe die Augen und bitte Gott um Beistand für Dr. Müller.

ANNA – WOHIN?

Sie hatte schon auf mich gewartet, als ich nach dem Gottesdienst aus der Kirche kam. Also ging ich auf sie zu: »Was kann ich für Sie tun?« Sie hob nur schweigend die Schultern und sah mich an. Ihre Augen wirkten seltsam leer, als wenn das Lebensfeuer in ihnen erloschen wäre. »Bitte, sagen Sie doch etwas.« Wieder hob sie nur die Schultern. Plötzlich sagte sie: »Anna.« Ihr Name? Ich betrachtete sie genauer. Sie war wohl so um die vierzig. Ihre Schuhe beschädigt, das Kleid war schmutzig und eingerissen. Erst wollte ich weitergehen, aber etwas an Anna faszinierte mich. Vielleicht war es nur die Art, wie sie sich mir einfach in den Weg stellte: nicht aggressiv, aber so selbstverständlich, als sei ihr dieser Platz zugewiesen worden.

Sie lächelte nicht. Was sollte ich tun? Was war los mit Anna? Drogen? Als sie auf meine Frage, was ich für sie tun könne, wieder nur die Schultern hob, machte ich es genauso. Ich hob die Schultern und sagte: »Wenn Sie nicht sprechen, spreche ich auch nicht. Wollen Sie hier stehen bleiben oder mit ins Haus kommen?« Endlich reagierte sie: »Mitkommen«, sagte sie, »ins Haus.« – »Gut, da können wir uns auch setzen.« – »Das ist gut«, sagte sie. »Einladen, eingeladen werden, habe ich auch früher gemacht, bevor ...«, und dann

verstummte sie wieder. Was verbarg sich hinter diesem »bevor«. Ich nahm sie behutsam am Arm, und sie ließ sich ins Haus führen. Im Wohnzimmer sagte ich: »Setzen Sie sich doch bitte. Möchten Sie eine Tasse Kaffee oder ein Wasser?« – »Ein Wasser«, wir saßen uns gegenüber. »Das hab ich früher auch gemacht, bevor ...«, und dann war sie wieder stumm. Ich schaute sie an und sagte: »In jedem Leben gibt es ein Bevor. Bevor ich in den Dominikanerorden eingetreten bin, habe ich gelebt wie viele andere auch.« – »Und nachdem Sie eingetreten sind?« Ich schaute sie überrascht an. »Ich habe manchmal genauso weitergelebt.« – »Schade«, sagte sie, »oder vielleicht auch nicht. Jedenfalls war es bei mir anders. Bevor ich auf die Straße ging ..., auf die Straße gehen musste ..., aber warum soll ich Ihnen das erzählen. Durch meine Schuld habe ich viel verloren, aber nun bin ich auf der Straße und weiß, was vorher war. Es war schön, Menschen einladen zu können.« Sie schaute mich direkt an. »Können Sie das noch als Ordensmann? Dürfen Sie noch Menschen einladen?« – »Ja. Ich habe Sie doch eben eingeladen.« Sie nahm einen Schluck Wasser und stand plötzlich auf: »Es hat mir gutgetan, dass Sie mich eingeladen haben. Aber jetzt gehe ich. Ich werde an Sie denken, und vielleicht kann ich Sie auch einmal einladen.« – »Wohin?« Sie lächelte: »Zu mir auf die Straße.«